

Island, 6/2014

Ein Reisetagebuch
von Christoph Schmidt

Raufarhöfn, 19.6.2014, ~19h

Leichter Regen tröpfelt aufs Zelt, und es ist kalt. Habe mir gerade Tee gekocht und getrunken und dazu Arnaldur Indridason gelesen. Diesen bescheidenen Zeltplatz hier habe ich schließlich gewählt, weil ich im Laufe meiner ersten 300 km im Nordosten Islands gelernt habe, dass die Dörfer hier einfach nur Punkte auf der Landkarte mit Namen, ein Haus und eine Bushaltestelle sind, und dass es Campingplätze, wie ich sie aus Frankreich, Schottland und Norwegen kenne, hier so nicht gibt. Der Zeltplatz von Raufarhöfn ist nur eine Wiese beim örtlichen Schwimmbad mit einem Graswall als Windschutz drumherum, von dem man aus den wenig eindrucksvollen Hafen und die flache Küste sehen kann. Die sanitären Einrichtungen sind in einem schlichten Container untergebracht, in dem aber geheizt und geputzt ist und fließend warmes Wasser läuft.

Wenn es beim Reisen darum geht, Erfahrungen zu machen, dann war das bisher am ersten Tag auf der Insel schon ziemlich erfolgreich. Erstmal ging es darum, alles zu packen und auf dem Motorrad zu verstauen. Mit so einer Menge an Gepäck bin ich noch nie unterwegs gewesen. Vor allem wegen des Angelzeugs musste ich noch eine zweite Gepäckrolle aufschnallen. Nach einigem Hin und Her bin ich bei einem etwas abenteuerlich anmutenden Turm aus zwei großen Rollen, Zelt und Klappstuhl gekommen, den ich mittels zweier Ratschenspanngurte doch ziemlich fest fixieren kann.

Bei den zwei Tagen Anreise bis Hirtshals ging es darum, Kilometer zu machen. Die Abkürzung von Magdeburg durch die Altmark nach Ratzeburg, meiner ersten Etappe, war doch landschaftlich sehr beschaulich – zumal perfektes Wetter herrschte. Die dänischen Autobahnen erweisen sich als genauso langweilig wie befürchtet. Aber wenigstens nimmt der Verkehr im Norden immer mehr ab, so dass ich in schöner Autobahn-Trance dahinrollen kann.

Die Küste bekomme ich erst in Hirtshals zu Gesicht, und ich bin positiv überrascht, wie nett diese ist. Leuchtturm, Dünen mit Weltkriegsbunkern dazwischen und davor der sanft anrollende, silbern glitzernde Skagerrak. Das Städtchen legt das verschlafene Flair von Orten an den Tag, die am Ende der Straße liegen. Die meisten Leute, die hier sind, wollen weg. Und weil Dienstag morgens immer die MS Norröna ablegt, sind das Montag abends die Islandfahrer. Der Campingplatz ist gut gefüllt mit Expeditionsfahrzeugen, Geländewagen, (Reise-)Enduros, aber auch normalen Wohnmobilen. Abends drängeln sich viele an der niedrigen Steilküste, um eine erste Anmutung von nordischem Sonnenuntergang zu sehen. Es dauert ewig, bis der Lichtball im flachen Winkel hinter dem Horizont verschwindet.

Am nächsten Morgen halte ich es schließlich um sechs nicht mehr aus, es ist schon längst wieder taghell. Meinen ganzen Krempel zum Frühstück auseinander- und dann gleich wieder zusammen zu packen, darauf habe ich keine Lust. Kurz vor sieben ist die Maschine gepackt, und ich lungere noch etwas herum, um das Schreikind im Zelt nebenan nicht so früh schon durch das Bollern meiner Ténéré zu aktivieren.

Kurz nach acht trudele ich schließlich als erstes Motorrad auf dem sandigen Sammelparkplatz hinter dem Strand ein. Nach und nach gesellen sich zweirädrige Kollegen dazu – am Ende sind es bestimmt mehr als 30 Motorräder. Ich unterhalte mich mit einer KLE 500, die über schöne

Küstensträßchen 800 km aus Hamburg angereist ist. Einer R100 GS, die schon in Patagonien war. Einer XT1200Z aus Belgien und einer aus dem Elsass. Einer R1200GS aus den französischen Pyrenäen, deren Fahrer schon Alaska und Neufundland per Motorrad bereist hat. Eine R 80 G/S aus Duisburg, die in einer Woche um die ganze Insel will. Einer leichten, aber schwer gepackten LC4 und einer R1100GS aus MeckPom. Sie alle waren aber noch nie auf Island, und ähnlich wie ich haben die meisten nur wenig konkrete Pläne. Das Wetter und der unklare Status der kleineren Straßen macht allzu detaillierte Routenplanung obsolet. Diese Art der Parkplatzgespräche, deren Sinn es ist, die Zeit unterhaltsam totzuschlagen, wird sich die ganze 48-stündige Fährüberfahrt hindurchziehen.

Hektik gibt es nur beim Beladen und dem Hantieren mit den spärlich vorhandenen Spanngurten. Ich hätte mir über meinen Fahrenrucksack mehr Gedanken machen sollen. Schlafsack und Kulturbeutel habe ich zwar, aber Handtuch und Wechselwäsche werden am Ende fehlen. Als ich endlich in die Sechser-Liegekabine komme, ruhe ich mich erst einmal ein Stündchen aus. Beim ersten Deckspaziergang ist die MS Norröna schon unterwegs. Die Stunden vergehen schnell, während ich entweder auf Deck die vorbeiziehenden Wellen betrachte, lese, oder mir bei täglich drei ausführlichen Mahlzeiten vom All-You-Can-Eat-Buffet Energiereserven für die kommenden Wochen anlege. Aus einem kurzen „Hallo“ im Vorbeigehen wird ein abendfüllendes Gespräch mit Christian, der Elsass-XT1200Z, und Jean-Louis, dem Alaska-Reisenden, der bei der Anreise zur Fähre in Dänemark gestürzt ist, sich die Rippen und den Fuß geprellt und die Scheibe abgerissen hat. Krankenhaus, neuen Helm gekauft und weiter. „Ich muss einfach nach Island.“ Immer wieder begegnet man der einen oder anderen Parkplatz-Bekanntschaft und tauscht sich zunehmend intensiver aus.

Ein Highlight der Überfahrt sind die Faröer-Inseln. Auf dem obersten Deck pfeift uns bei der Anfahrt ein irrsinniger Wind entgegen, den ich nur mit Motorrad- und Regenjacke aushalte, und der einem die Backen aufplustert, wenn man die Lippen nicht fest zusammenpresst. Aus ersten Silhouetten, die aus dem Dunst auftauchen, werden schließlich klare Konturen, die beim Näherkommen nach und nach ihre saftig grüne Farbe hochregeln. Die Norröna beansprucht beim Anlegemanöver den ganzen Hafen von Thorshavn – die Ruderboote, die entweder vom örtlichen Sportverein oder dem Tourismusamt aus unterwegs sind, halten respektvoll Abstand. Weitere Motorräder und Autos gehen an Bord. Das Abendessen während der Durchfahrt durch die Faröer bietet spektakuläre Ausblicke, sodass ich meine zwei Portionen schnellstmöglich abfertige.

Auf Deck tost wieder der unerbittliche Nordsturm. Links und rechts des Schiffs ragen schroffe, schwarze Felsen aus dem aufgepeitschten Meer. Wolken rasen im Tiefflug dahin und lassen wechselnde Spotlights auf die Szenerie fallen. Ich frage mich, ob meine Augen auch ohne den Sturm tränen würden. Später auf dem offenen Meer bleibt der heftige Gegenwind, aber die Dünung wird gleichmäßiger. Mit mutmaßlich sehr starken und auf voller Kraft arbeitenden Stabilisatoren pflügt die Norröna souverän im rechten Winkel durch die Wellen – die Tracking-App auf dem Handy der R 80 G/S zeigt konstante 32 km/h.

Raufarhöfn, 20.6.2014, 7:40h

Am Donnerstagmorgen kündigt sich die baldige Ankunft durch ein verschärftes Hauen und Stechen am Frühstücksbuffet an. Jeder will sich vor dem Ausladen noch einmal den Bauch vollschlagen. Als eine der Kaffeemaschinen ausfällt, droht Meuterei. Während ich Baked Beans und Scrambled Eggs mit der einzigen Tasse Tee herunterspüle, die ich ergattern konnte, sind aus dem Fenster bereits die schneebedeckten Gipfel der isländischen Küste zu sehen. Nach dem Räumen der Kabine stecke ich zwangsläufig in voller Montur und halte es nur noch an Deck aus. Der Seydisfjörður empfängt uns mit schneebedeckten Hängen und rauschenden Wasserfällen unter einem bleiern überzogenen Himmel.

Auf dem Autodeck verfluche ich meinen riesigen Gepäckberg. Um meinen Fährerucksack zu verstauen, muss ich beide Gepäckrollen herunternehmen, öffnen und alles neu verzurren. Schweißgebadet und genervt rolle ich von der Fähre und durch den verwinkelten, überfüllten Hafen auf die Straße nach Egilsstadir.

Die Straße windet sich schnell auf eine noch völlig schneebedeckte Hochebene. Der Ausblick auf den See Lagarfljott, über dem gerade ein Regenschauer niedergeht, vermittelt einen Eindruck von der rauen Landschaft, die mich die nächsten drei Wochen erwartet. Der Pass Hellisheidi (917) ist wie befürchtet gesperrt, also geht es über die Ringstraße 1 und die 85 durch weite, leere Täler und über karge Hochebenen nach Vopnafjörður. Auf der Karte ist dort ein Campingplatz verzeichnet, aber ich registriere im Vorbeifahren nichts.

Vopnafjörður ist das erste von einigen Dörfern heute, von denen ich mir denke: Hier sind Hund und Katz verreckt, hängen jetzt tot überm Zaun und langweilen sich sogar dabei noch. Ein Hafen mit stinkender Fischfabrik, einfache, einstöckige Häuser. Während ich bei der Bank Geld abhebe, sehe ich zum ersten Mal Menschen – einer, der sein Auto fünf Minuten im Leerlauf stehen lässt, während er was abholt. Ein anderer geht wort- und blicklos vorbei, eine Frau hält mit dem Auto vor der Post und bleibt erstmal darin sitzen.

Also weiter entlang der 85 durch eine flache, unspektakuläre Küstenlandschaft. In Bakkafjörður muss ich wieder an Hund und Katz denken, aber immerhin erkenne ich den Campingplatz: ein aufgemotzter Rastplatz mit sanitären Anlagen in einer kleinen Hütte – aber kostenlos. In der Ortsmitte sind ein paar Jugendliche mit Warnwesten und überschaubarem Engagement dabei, die Wiese zu mähen. Anderswo sehe ich das gleiche Bild. Nach Bakkafjörður hört der Asphalt auf, und es geht über eine etwas rumpelige Lehm-/Schotterstraße weiter. In der Bucht bei Fell halte ich an, um mir ein paar Handvoll Studentenfutter einzuwerfen. Mir fällt erstmals die totale Stille auf. Während bei uns immer irgendein Flugzeug oder fahrende Autos zu hören sind – hier gibt es außer meinem Tinnitus gar nichts zu hören. Während ich so im Gras sitze und auf die stille Bucht schaue, wird mir klar, dass ich von der Reizüberflutung, die ich von zu Hause gewohnt bin und die bis vor wenigen Stunden auf der Fähre noch herrschte, erstmal eine Entziehungskur machen muss, um dieses Land richtig wahrnehmen zu können.

Porshöfn ist ein etwas größeres Kaff mit einer etwas größeren Fischfabrik und Campinplatz mitten im Dorf. Ich verwerfe die Idee, einen Kaffee zu trinken, was sich auf den langen Geraden Richtung Raufarhöfn rächt – ich muss aufpassen, dass ich nicht beim Fahren einschlafe. Außerdem kriecht jetzt doch die Kälte des Fahrtwindes durch alle Kleidungsschichten. Als letzte Option habe ich noch Wollunterwäsche im Gepäck – ich kann nur hoffen, dass diese genug Wärmeschutz bietet oder die Temperaturen im Laufe des Trips ansteigen. Einstellig bei Wind und ständigem Nieselregen ist jedenfalls nicht optimal. Wie auch immer, müde und unterkühlt laufe ich schließlich in Raufarhöfn ein. Am Campingplatzschild fahre ich erstmal vorbei – in der Hoffnung, dass es ein Hinweis auf einen „richtigen“ Campingplatz weiter hinten ist, statt nur für die kleine, runde Wiese hinter der Grundschule. Am Ortsende sehe ich ein, dass dem nicht so ist, kehre zu der Wiese zurück, stelle mein Zelt auf und lege mich erstmal hin.

Nach dem Schlummer ein Spaziergang durchs Dorf, um die Knochen etwas aufzuwärmen. Man könnte „The Walking Dead“ hier ohne größere Veränderungen filmen. Kein Mensch zu sehen, viele der Häuser verlassen. In einem leerstehenden und zerbröckelnden Haus steht im ehemaligen Wohnzimmer ein Schlagzeug. Eine Bruchbude, vor der ein Lexus-SUV parkt. Die Tankstelle ist ein Automat, das dazugehörige Gebäude jetzt eine „Kunstgalerie“ und Café ohne Kundschaft. Den Laden erkenne ich erst auf den zweiten Blick – Öffnungszeiten 10.30h bis 12h und nachmittags. Am Hafen steht auf einem verwitterten Zweckbau „Hótel“ - laut Reiseführer soll ein DZ hier über 100 Euro kosten. Weiter hinten eine Kirche, danach kommt der Weg zum Leuchtturm auf der Halbinsel vor dem Hafen. Die einzige Action machen die Regenpfeifer, die aufgeregt piepend vor mir herflattern. Menschen, die nicht in Autos sitzen, scheinen sie nicht oft zu Gesicht zu bekommen. Entschleunigen – wenn das hier nicht klappt, dann nirgends.

Raufarhöfn, 20.6., 18:40

Nach einem faulen Morgen marschiere ich mittags mit Kamera und Fernglas Richtung Leuchtturm. Vereinzelte Autos fahren zum Laden. Am Hafen lädt ein Fischer kistenweise Dorsch aus, ein paar Handwerker bringen Alu-Profilbleche an einem Haus an. In der Bucht hinter dem Hafen plantschen Enten mit unzähligen Küken, auf den Felsen darüber nisten die Eissturmvögel. Vom Leuchtturm aus schaut man auf eine von oben ganz imposant wirkende Steilküste hinunter. An der Küste außerhalb der Bucht zeigt sich der vulkanische Ursprung des Gesteins: Brauner Sandstein ist mit schwarzen Lavabrocken gesprenkelt. Auf dem Rückweg, bei dem ich hinter dem nur mäßig gepflegten Friedhof vorbei will, drehen sämtliche auf der Wiese brütenden Seevögel hohl und attackieren mich wild kreischend – als ob mich deren dreckige Eier interessieren würden. Eine Ente fliegt ein paar Meter vor mir auf. Sie wartet, bis ich weit weg bin, um dann erst nach einem Täuschungsmanöver wieder zu ihren vier Eiern zurückzukehren.

Auf dem Rückweg treffe ich die belgische Super Ténéré am Café bei der Tankstelle. Der Kollege ist von seiner Schlafsackunterkunft sehr angetan und kann mir schon erklären, wie das mit dem Tanken hier funktioniert. Er hat auch herausgefunden, was es mit den arbeitenden Jugendlichen auf sich hat: Sie sind schulpflichtig bis 18 und haben drei Monate Sommerferien. In der Zeit bieten die Gemeinden Aushilfsjobs an, mit denen sich die Jugendlichen ein paar Kronen verdienen können. Nachdem der Belgier weitergefahren ist, kaufe ich noch in dem schwer als solchen zu identifizierenden Lebensmittelladen ein: Baked Beans, eine Tüte Fertignudeln und eine Packung Knäckebrot für 950 ISK ~ 6,60 EUR – das scheint noch im Rahmen zu liegen. Der wässrige Automatenkaffee an der Tanke hat 350 ISK gekostet.

Nach einem Mittagschläfchen probiere ich mich mit der Angel. An der Hafenpier fange ich aber bloß einen Eissturmvogel, der in meine Schnur fliegt und sich total verheddert. Ein Hafenarbeiter mit Handschuhen hilft mir, an der Leine zu zerren, bis sich das blöde Vieh entwirrt hat. Angeln könne man hier nur bei Windstille von dem hinteren Kai aus, gibt er mir mit wenigen englischen Brocken zu verstehen. Von Windstille ist aber keine Spur. Auf dem Zeltplatz bauen sich gerade die Essenerin mit der R100GS und der Hamburger mit KLE 500 auf, die zuvor in Bakkaðjörður übernachtet haben. Später kommt noch ein Isländer mit einer F650GS hinzu. Außerdem ein Chilene aus Zürich, der seit drei Wochen mit dem Fahrrad unterwegs ist und laut dem die letzten beiden Tage die kältesten waren. Er berichtet von den Schwierigkeiten des Radfahrens bei den Temperaturen: Sobald er stehen bleibt, fängt er an zu frieren. Zum Abendessen hat er ein halbes Kilo Spaghetti gemampft.

Ásbyrgi, 21.6.

Nachdem es heute Morgen in Raufarhöfn wieder geträpelt hat und immer noch saukalt war, habe ich meinen Krempel gepackt und bin nach Ásbyrgi aufgebrochen. Das liegt im Landesinneren und hoffentlich vor den kalten Nordostwinden geschützt. Die Nordostspitze will ich allerdings trotzdem sehen, also folge ich der Küstenstraße, die direkt nach Raufarhöfn als Schotterstrecke weitergeht. Sehr schnell lerne ich die Kombination von Nieselregen, Kälte und Schotter zu fürchten. Sprich: Das Visier ist stets von innen und außen nass, Sicht vielleicht 20%. Auf der viel von Autos befahrenen Schotterstrecke ist aber die Unterscheidung zwischen hellen und dunklen Stellen enorm wichtig: hell heißt „Alles Gut“, und dunkel heißt „Oha, das Motorrad tut, was es will. Nur keine Panik! Wie viele Ersatzunterhosen habe ich dabei?“. Nachdem ich letztere Erfahrung zwei, drei Mal gemacht habe, wächst langsam mein Vertrauen darin, dass das Motorrad sich eben doch immer stabilisiert, wenn ich nur den Lenker nicht krampfhaft festhalte.

Bei Kopasker geht es auf Asphalt weiter, und die Küste ist nun wirklich sehr schön: Karge Hügel aus schwarzem Vulkangestein gehen sanft in den Küstenstreifen und Strand über, dahinter liegt ganz ruhig und entspannt das Meer. Bis Ásbyrgi verläuft die Straße in endlosen Geraden durch surreale Mondlandschaften.

An der Brücke über den Jökulsa a Fjöllum a treffe ich Jean-Louis mit seiner lädierten R1200GS, der gerade vom Dettifoss kommt. Mit seiner geprellten Rippe hat ihm der holprige Fußweg zu dem Wasserfall wenig Spaß gemacht. Nachdem ich mein Foto geknipst habe, steht sein Motorrad mit den beiden schwedischen KTM-Stoppelhopsern von der Fähre an der Tanke, die drei sitzen beim Essen drinnen. Da ich hier schon auf den Camping gehe und nur eine kleine Stärkung vor dem Zeltaufbau will, erhebe ich eine Packung Erdnüsse und Cola. Mein neues Jack Wolfskin North Bay II steht dieses Mal auch nicht schneller als vorher – die ideale Technik muss ich mir noch genauer überlegen. Es hat sich als superbequem erwiesen, dass der Vorbau so groß ist, dass ich mit Klappstuhl darin sitzen, Gepäckrollen und Motorradklamotten dort lagern kann. Die Plane, die ich mithabe, lässt sich genau so falten, dass sie den Boden des Vorraums abdeckt. Suboptimal ist es, dass das Zelt nur einen rechtwinkligen Eingang hat – man muss schon jedes Mal genau überlegen, dass man es mit dem Kopf nach oben und Eingang richtig herum aufbaut.

Nach einem Nachmittagsschläfchen fahre ich zum Dettifoss. Kaum bin ich auf der Schotterpiste, setzt schon wieder der Regen ein. Aber mit dem ums Gepäck erleichterten Motorrad und den Erfahrungen des Vormittags im Hinterkopf klappt das Ganze doch ganz gut. Die gottverlassene Landschaft flößt mir allerdings wieder Respekt ein. Wenn ich bisher Mondlandschaften gesehen habe, ist das hier der Mars. Nur Steine auf der schwarzen, braunen und roten Erde, kein Mensch weit und breit und nur diese kümmerlich matschige Feldweg. Wenn man hier mal unter dem Motorrad liegt, dürfte man eine ganze Weile liegen bleiben. In der Ferne markiert aber schon die hoch aufsteigende Gischtflut des Dettifoss mein Ziel. Nach 25 Kilometern Rumgeeier biege ich auf den Parkplatz ab. Der Dettifoss ist mal locker das spektakulärste Stück Landschaft, das ich je gesehen habe. In diese Marslandschaft ist ein schroffer Canyon gefräst, und darin stürzt sich der vor Schmelzwassermassen aus allen Nähten platzende Fluss mit lautem Getöse in die Tiefe. Die Touris auf der anderen Seite wirken wie Ameisen – außerdem kriegen sie die ganze Gischt ab, ich dafür das schönere Gegenlicht.

Den Abend verbringe ich mit einer Dusche und einer Klamottenwasch-Session. Bin mal gespannt, wie gut der Trockenschrank hier funktioniert. Jetzt regnet es wieder. Egal, ich lege mich sowieso hin.

Ásbyrgi, Sonntag, 22.6.

Habe heute eine Wanderung im Nationalpark hier gemacht. Der Campingplatz liegt auf einer Ebene, die von ca. 25 Meter hohen, senkrechten Klippen umgeben ist. Oben geht die Hochebene weiter, soweit das Auge reicht. Davor liegt das Delta des Flusses Jökulsa a Fjöllum, der auch den Dettifoss bildet und der in einem Canyon parallel zu diesem mittlerweile trockenen Nebental verläuft. Dieses Nebental wird Richtung Landesinneres immer schmaler, bis es in einem halbrunden Kessel endet. Das Ganze war früher wohl ein riesiger Wasserfall. Vom Campingplatz gehe ich zum Anfang der Klippe und dann oben an dieser entlang. Der schmale Wanderweg windet sich durch flache Birkenwälder, immer wieder gibt es Ausblicke auf das eigenartige Tal. Die Aussicht von oberhalb des Talkessels wirkt, als hätte jemand die Landschaft hier mit dem ganz groben Hobel geschnitzt.

Auf dem Weg von dem Aussichtspunkt rüber zum Canyon der Jökulsa a Fjöllum komme ich durch eine Szenerie, die nicht wie auf dem Mond oder Mars aussieht, sondern als stamme sie aus einer der unglaublicheren Raumschiff-Enterprise-Folgen. Surril erodierte Felsformationen erheben sich aus schwarzem oder wechselnd farbigen Sand, auf dem winzige hellgrüne Schachtelhalme wachsen.

Später beruhigt sich die Landschaft wieder etwas – bis die Tundra plötzlich aufhört und sich der mehr als hundert Meter tiefe und mindestens ebenso breite Canyon öffnet. Unten tost der schlammgraue Fluss, die grauen Felswände sind teils rot gesprenkelt, durchzogen von Grün und hier und dort Wasserfällen. Sitze eine ganze Weile über dem Abgrund und beobachte die Wolkenlöcher, die in der Ferne über orangefarbige Berghänge huschen und esse Schokolade und Erdnüsse.

Der Rückweg geht durch unspektakuläre Tundra und Birkenwälder. Kurz vor dem Abstieg zum Campingplatz (dort geht es mit Treppe und Seilen die Klippen hinunter) ermahnt mich mein Verdauungstrakt zu einer besseren Ernährung. Nachmittags dann nur gefaulenzt, die (trockene) Wäsche geholt und eine „richtige“ Mahlzeit gekocht – Knorr Spaghetteria plus Vollkorn-Knäckebrötchen und eine MV-Tablette.

Reykjahlid/Myvatn, Montag 23.6.2014

Im Zelt klingt es wieder einmal, als würde es regnen – es sind aber nur die Zuckmücken, die in großer Schar von innen gegen die äußere Zeltwand dotzen. Bei jedem Schritt durch das Gras auf dem Campingplatz stieben Hunderte von Ihnen auf. Ganz wie in der Finnmark, allerdings stechen die Viecher hier nicht. Schwirren nur um mich herum, hauptsächlich in meinem Windschatten. Als ich ihnen heute am Dettifoss (andere Seite als gestern) zum ersten Mal begegnet bin, habe ich gedacht, ich drehe durch. Mittlerweile macht es mir fast schon nichts mehr aus. Wenn ich die zweite Übernachtung ohne Ausraster überstanden habe, kann mich insektenmäßig so schnell nichts mehr schrecken.

Ansonsten ein ereignisreicher Reisetag: In Ásbyrgi bin ich nach endloser Packorgie um 11h gestartet, die westliche Schotterstraße am Jökulsá a Fjöllum entlang, die es in Sachen Abwechslungsreichtum schon in sich hat. Neben dem üblichen Wechselspiel zwischen viel und wenig Schotter kommen hier noch lehmige Passagen und verstreute Steine und Felsbrocken sowie straßenbreite Matschpfützen hinzu. Die Landschaft entfaltet im strahlenden Sonnenschein erst ihre ganze Eindrücklichkeit. Es ist vor allem die Weite und die unglaubliche Fernsicht, zusammen mit dem wilden Formen und noch wilderen Farben, die das Ganze unvergleichlich machen. Am Dettifoss-Westufer zieht sich der Fußweg ziemlich lange hin, dafür ist die Aussicht nochmal eine ganz andere als von der an Ostseite. Hier ist vor allem der Regenbogen der Gíscartfontána gut zu sehen, und man kommt sehr dicht an den Wasserfall heran. Nach der Knipserei setze ich mich auch mal eine Viertelstunde hin, lausche dem Rauschen und versuche mental Bilder zu speichern.

Ab hier geht es auf Asphalt weiter, und die Landschaft öffnet sich noch weiter. Die Berge in endloser Ferne scheinen an den Himmel gemalt zu sein: Ich fahre und fahre, und sie verändern sich einfach nicht. An der Ringstraße kurz vor dem Myvatn taucht plötzlich ein rötlich-brauner Berg auf, und es stinkt nach Schwefel. Neben der Straße steigen Dampfsäulen auf, das sind die Schwefelquellen von Hverir. Ich biege vorher zur Krafla ab, einem erloschenen Vulkan, an dem geothermische Energie gewonnen wird. Da ich nichts zu Mittag gegessen habe, bin ich etwas lustlos und zudem von den Zuckmücken genervt, sodass ich gleich zu den Schwefelquellen Hverir (?) weiterfahre. Es blubbert, dampft und stinkt, und die Farben und das Licht sind fantastisch.

Auf dem Parkplatz läuft eine alte BMW ein – es ist die Duisburger R 80 G/S von der Fähre. Burkhard ist in viereinhalb Tagen tatsächlich schon im Uhrzeigersinn fast ganz um Island rum. Allerdings überwiegend bei Regen und Kälte. „So habe ich noch nie gefahren. Wenn mir jemand ein Flugticket nach Hause gegeben hätte, hätte ich es genommen.“ Hoffentlich kriegt er noch ein paar schöne Tage mit.

Hinter dem rotbraunen Schwefelhügel erscheint der im Gegenlicht glitzernde Myvatn. Ich fahre erstmal nach Reykjahlid, kaufe im Supermarkt eine Brotzeit und Cola und esse auf dem Parkplatz mit Sitzbänken. Die Mücken sind mir fast schon egal. Beim Verlassen des Ortes entdecke ich den sehr schön am Ufer gelegenen Campingplatz. Ich fahre erstmal weiter, an einem unschön gelegenen Camping vorbei und zu den „Dimmuborgir“ (Dunkle Burgen). Zwischen diesen bizarren Lavaformationen drehe ich doch die eine oder andere Runde, bevor ich mich entschieße, doch auf den Camping in Reykjahlid zu gehen.

Dort freunde ich mich schon mal mit den Mücken an, während mein ausgespähter Platz mit Seeblick noch gemäht wird. Als ich mich mit den Viechern einmal abgefunden habe, kann ich die ganze Schönheit dieses Sees genießen, der still und weitläufig zwischen saftig grünen Hügeln liegt,

am anderen Ufer das schneebedeckte Bergmassiv und der wie ein Fremdkörper aus dem Boden ragende Vulkan. Die Nachmittags- und Abendsonne glitzert herrlich im Wasser. Verspekuliert habe ich mich aber mit dem Sonnen(fast-nicht-)untergang über dem See. Das findet ja im Norden, nicht im Westen statt. Jetzt gerade (0:04h) kommt die Sonne glaube ich schon wieder hoch. Bis in die Morgendämmerung geschrieben... das reicht jetzt aber auch erstmal.

Reykjahlid, Dienstag 24.6.

Im Laufe des Tage ist es etwas zugezogen. Der klare Fleck über dem Myvatn hat sich lange gegen den Dunst behauptet, der aus Osten, Süden und Westen gleichzeitig anrückte. Jetzt ist der Himmel bedeckt und es ist etwas kühler geworden. Die Wetteränderung konnte ich ganz gut vom Vindbelgjarfjall aus beobachten, dem 540 Meter hohen Berglein, das ich die ganze Zeit vom Campingplatz aus am anderen Seeufer sehe. Statt des ordentlichen Parkplatzes erwische ich die steile, schlecht geschotterte Abfahrt direkt von der Straße. Wenn ich da mal wieder rauskomme...

Der Wanderpfad mäandert zuerst ein paar Kilometer durch hügelige Tundralandschaft mit Tümpeln dazwischen und Unmengen von Zuckmücken. Ich bin sehr froh um mein Mückennetz, das ich unter dem Hut trage. Es geht ja nur darum, dass mir die Viecher nicht in die Augen, Nase oder den Mund fliegen. Dann geht es recht steil den Berghang hinauf. Die Aussicht oben lohnt sich aber tatsächlich: Ringsum Tümpellandschaft und weit in der Ferne Berge, im Westen breitet sich der Myvatn aus, rechts davon die Krafla und direkt dahinter der Hverfjall-Krater. Diesmal habe ich mit dem Sonnenlicht richtig spekuliert: Vormittags spiegelt es sich glitzernd Richtung Gipfel. Ein älterer Mann ist der erste Isländer außer der Zollbeamtin am Hafen, der etwas von mir will: Er fragt recht zielstrebig nach meinem herumliegenden Feldstecher. Ich beobachte einen weiß-schwarzen kleinen Vogel, der einen braunen zu massakrieren wollen scheint. Kurz darauf zeigt sich aber, dass die Aktion wohl eher das Gegenteil bezweckt.

Wieder unten, schaffe ich es mit Schmackes auch die steile Schotterabfahrt hoch und fahre südlich um den Myvatn herum. Am Südufer schaue ich mir noch die Pseudokrater von Skutustadir an, dann fahre ich auf den Campingplatz für ein erholsames Mittagsschläfchen – aber der unermüdliche Campingplatzbesitzer durchkreuzt meine Pläne mit seinem offensichtlich heiß geliebten Rasentraktor. Nach etwas Ausruhen und in der Sonne sitzen (ein Camper geht sogar kurz in den See – ich finde das schweflige und sichtlich nährstoffreiche Wasser aber nicht so anziehend) starte ich schließlich wieder Richtung Südufer des Sees.

Kurzentschlossen biege ich zum Hverfjall ab. Schon die Schotterstrecke dorthin wird immer wüstenartiger, bis ich am Fuße des größten Vulkankraters der Welt (? steht so im Reiseführer) ankomme. Der Weg hinauf sieht überschaubar aus, also auf. Oben bleibt mir doch etwas der Atem weg – und vor allem die Spucke. Der gigantische Krater scheint wie von Menschenhand aus Kies aufgeschüttet, so gleichmäßig ist er geformt. Zuerst will ich nur auf dem Kraterrand etwas höher und folge dem Rundweg. Die Ausblicke mit dem nun immer stärker aufziehenden Dunst sind so surreal, dramatisch und anders als alles, was ich vorher je gesehen habe, dass ich schließlich den ganzen Kraterrand entlanggehe und aus dem Staunen und Fotografieren nicht herauskomme. A propos Fotografieren: Bin noch keine Woche auf Island, aber beide Kamerakus neigen sich schon dem Ende zu. Die Füchse vom Campingplatz wissen schon, weshalb sie für das Aufladen 100 Kronen kassieren können.

Fazit Myvatn: Mit einem simplen Mückennetz und etwas Muße, sich die schönen Ausblicke zu erlaufen, ein echter Knaller.

Husavik, Mittwoch 25.6.

Gemütlich ist der Campingplatz von Husavik so gar nicht. Direkt an der Straße und mit Blick auf den Sportplatz statt aufs Meer, dazu noch überfüllt. Meine isländischen Nachbarn stehen drei Meter

vor meinem Zelteingang. Aber in der Küche gibt es viele Steckdosen, so dass ich meine GoPro, Kameraakku, Handy und Notebook aufladen konnte. Und morgen geht's zum Whale Watching. immerhin.

Schon die Abfahrt aus Reykjavík stand unter keinem guten Stern. Um das Motorrad zu beladen, stelle ich es auf dem Schotterparkplatz auf den Hauptständer. Als ich den linken Koffer öffne, stelle ich fest, dass mein Marmeladenglas mit Waschpulver aufgegangen ist und Teile seines Inhalts im Koffer verteilt hat. Also räume ich die wenigen Sachen aus dem Koffer und nehme ihn ab, um ihn auszuschütteln. Während ich mit dem umgedrehten Koffer hantiere, kracht es hinter mir und das aus der Balance gebrachte Motorrad liegt auf der Seite, und das auch noch so blöd am Hang, dass ich es nicht ohne weiteres wieder hoch kriege. Aber es eilen sofort zwei Leute zur Hilfe. Erstehe an der Campingplatz-Rezeption gleich noch ein Ticket für das Speedboat-Whalewatching am Do. in Husavík. Ist natürlich die einzige Tour ohne Campingplatzrabatt. Aber stundenlang auf so einem ollen Pott voller Touris (hüstel) rumzugurken, habe ich keine Lust.

Die Fahrt nach Husavík ist eher unspektakulär – nach den Lavawüsten des Myvatn kommt jetzt eher normale skandinavische Küstenlandschaft. Irgendwo ist ein Museumsdorf ausgeschildert. Es folgt ein fünf Kilometer langes frisch geschottertes Straßenstück, das gruselig zu fahren ist. An einem Wasserkraftwerk verliert sich die Spur zu dem Museumsdorf, und es geht durch das breite Tal der Laxa zur Küste. In Husavík komme ich gegen Mittag an und gönne mir gleich mal eine Fischmahlzeit – gegrillter Dorsch-Spieß – im Austid am Hafen. Schmeckt ganz gut, ist aber nichts weltbewegendes. Von einem zurückkehrenden Whalewatching-Boot setzt sich ein Pärchen aus München an den Tisch neben mich. Sie haben Buckel- und Minkwale gesehen. Praktisch, Reisende aus der Gegenrichtung zu treffen, die haben immer gute Tipps parat. Vielleicht springen da zwei gute Campingplätze bei raus.

Nachdem ich mich auf dem wie gesagt wenig überzeugenden Campingplatz hier breitgemacht und alle Akkus an die Ladegeräte gehängt habe, mache ich mich zum Hafen auf und versuche mich von einer weit hinaus reichenden Hafenmole aus mit der Angel. Es scheint Flut zu sein, aber es tut sich überhaupt nichts. Nur mit den blöden Eissturmvögeln ist es ein einziger Krampf: Die Viecher fliegen genau 15-20 Meter vor mir nur wenige Zentimeter über der Wasseroberfläche vorbei – genau da, wo sich meine Schnur beim Pilken aus dem Wasser hebt. Wenigstens werde ich richtig gut darin, die Schnur immer rechtzeitig vor dem nächsten Stuka-Angriff aufs Wasser abzusenken.

Nachdem ich meine Baked Beans zum Abendbrot gegessen habe, fragt mich eine ältere Isländerin, ob ich mein Motorrad hinter mein Zelt schieben kann, damit sie ihren Klappcaravan direkt vor meinen Eingang aufstellen können. Das mache ich und plaudere kurz mit ihr. Sie und ihr Mann wohnen bei Reykjavík, ihr Mann kommt aber aus Asbyrgi. Derzeit ist wohl im Südwesten schon wochenlang schlechtes Wetter – das soll bei Südwestwind immer so sein. Sie waren sogar letztes Jahr in München. Etwas später zerbreche ich noch den nicht passenden Steckdosenadapter von einem Engländer mit einem Mietwohnmobil beim Versuch, den Adapter aufzuschrauben. Jetzt gehe ich ins Bett, muss morgen früh raus.

Husavík, Donnerstag 26.6.

Auf dem Sportplatz neben dem Camping spielt die örtliche Jugendmannschaft. Bei leichtem Nieselregen schaut das Publikum aus Autos mit laufendem Motor heraus zu, als Beifall wird gehupt. Vorhin saß ich eine gute Stunde im Klappcaravan der Isländer nebenan und habe mir von der netten älteren Dame meinen restlichen Urlaub durchplanen lassen. „You have to see this, it's very special“, sagt sie und umkringt Orte auf meiner Karte, während ihr Mann Filterkaffee kocht. Eine wichtige Rolle spielen dabei die nicht wenigen Naturkatastrophen, Unfälle und vermisste Touristen Islands. Kurz darauf hält mir Wolfgang (die Mecklenburger R1100GS, www.eastcoastbiker.de) einen vorführreifen Vortrag über seine bisherige Reise – er ist auch schon

fast komplett im Uhrzeigersinn rum. Ich schäme mich fast ein bisschen für mein lahmarschiges Tempo.

Heute morgen war Whale Watching angesagt. Das Schnellboot von „Gentle Giants“ brettert durch den Skjálfandi, wobei der isländische Kapitän um die Hafenmolen herum, wo die Leute im Hafen es sehen können, die verwegenen Manöver hinlegt. Guide Daniel, ein Schwede mutmaßlich indischer/pakistanischer Herkunft, ist angesichts der ruhigen See und der weiten Sicht zuversichtlich – in letzter Zeit wurden oft Buckelwale gesichtet. Während der Fahrtwind mir die Tränen aus den Augenwinkeln wischt, scanne ich den Horizont mit scharfem Blick und komme mir vor wie der Seewolf persönlich. Den ersten Blas entdecken aber ungefähr alle anderen vor mir. Tatsächlich plantscht dort ein Buckelwal gemütlich in der sanften Dünung. „Beautiful, it's beautiful“, überschlägt sich Daniel jedes Mal, wenn zuerst die Kopfoberseite mit dem Blasloch, dann die kümmerliche Finne die Wasseroberfläche durchstößt. Nach ein paar solcher flachen Tauchvorgänge krümmt das etwa 15 Meter lange Tier seinen Körper stärker, hebt die Fluke aus dem Wasser und taucht etwas tiefer hinab. Immer noch in Sichtweite, aber an ziemlich unvorhersehbaren Stellen taucht er dann ein paar Minuten später wieder auf. Dann geht es weiter hinaus bis vor die Bucht – laut meiner Karte entlang der Kante der Untiefe, die bis zur Insel Grimsey hinausreicht. Kurze Zeit später ist auf ein Uhr der nächste Buckelwal zu sehen. Die breite, niedrige Blaswolke hebt sich vor dem hellen Himmel kaum ab. Mit Vollgas dorthin, bis der Wal sich hier begutachten lässt. Er scheint etwas hungriger zu sein als sein Kollege von vorhin und ist schneller mit seinen Tauchgängen. Dann gibt es noch einen isländischen Kräuterbitter, und es geht mit Karacho zurück. Der italienische Jungen, auf den beide Eltern während der Ausfahrt ununterbrochen eingeredet haben, ist seekrank – bei den letzten Einkehrschwüngen in den Hafen, bei denen sich das Boot hoch aus dem Wasser hebt, lacht er aber doch. Alles in allem doch eine nette Erfahrung, das Ganze. Ich würde auch künftig immer wieder ein Speedboat zum Whale Watching bevorzugen, weil in der gleichen Zeit mehr „Hot Spots“ angefahren und ein größeres Gebiet abgedeckt werden. Zudem macht das Fahren einfach Spaß.

Danach Fish & Chips im Hafen für 1500 Kronen, das mir fast besser schmeckt als der Dorschspieß gestern. Während ich schon mampfe, ärgern sich englische Rentner, dass es hier keinen Vinegar gibt, und eine deutsche Reisegruppe sprengt die Kapazitätsgrenzen der kleinen Klitsche deutlich. Ich hole mir noch einen Kaffee und gehe ins Walmuseum, das außer verschiedenen Walskeletten aber nur wenig Neues zu bieten hat.

Grettislaug, Samstag, 28.6. morgens

Nieselregen tröpfelt auf meinen Kopf und meine Arme, aber mir ist wohliger warm. Ich sitze im Hot Pool des Campingplatzes Grettislaug. Der Szenerie kann ich mit Wörtern nicht gerecht werden, aber es ist ungefähr so: Der Campingplatz – im Prinzip nur eine gemähte Wiese mit drei kleinen, grasüberwachsenen Hütten – liegt am Ufer des Skagafjords bei einem Bootsanleger mit einer aus Steinen angeschütteten Kaimauer, hinter der auch die beiden Hot Pools liegen. Dahinter erhebt sich ein etwa 200 Meter hoher Berg, dessen gleichmäßig ansteigende Flanke unten noch mit Gras bedeckt, ab der Hälfte aber kahl ist. Von den Bergen links und rechts davon stürzen Wasserfälle herab. Über die Hütten hinweg schaue ich aufs Nordmeer – da kommt nichts mehr außer der Arktis. Mitten im Blickfeld ragen die schroffen Klippen der Insel Drangey empor, rechts daneben liegt die flache, langgestreckte Málmey. An den Westhängen der Fjordwände liegt noch Schnee. Das Ganze liegt am Ende eines 16 km langen Feldwegs, der hier als Sackgasse endet.

Als ich gestern mein Zelt aufgebaut habe, kamen vom Landesinneren her Wolkenschleier und Schauer gezogen, während es über dem Meer klar war. Immer wieder blicke ich vom Heringe Einklopfen auf, um mich zu vergewissern, dass ich tatsächlich an einem so traumhaften Ort bin. Die Stille ist perfekt – bis zwei Autos den Feldweg entlang kommen und eine Rasselbande von zusammen fünf, sechs Kindern ausspucken, die sofort lärmend über den Spielplatz direkt neben mir herfallen, während die Eltern beängstigende Mengen Gepäck auspacken und Zelte aufbauen.

Also flüchte ich schnell in den Hot Pool, in dem schon einige Mitglieder einer deutschen Reisegruppe dümpeln – aus Erding, Augsburg und Würzburg. Sie sind über 4x4-islandreisen.de (?) mit einem vom THW ausgemusterten Allrad-LKW mit großer Kabine unterwegs, der normalerweise auf jedem Campingplatz den Preis für das martialischste Fahrzeug holen würde. Hier parkt er allerdings neben einem noch furchteinflößenderen, tarnfarbenen Bundeswehr-Truck mit Wohncontainer und Quad-Parkplatz. Laut den Teilnehmern (7 Stück) sind die beiden Guides ehemalige Reisejournalisten, die Island aus dem FF kennen und die über den Sommer hinweg sechs Touren anbieten. Der Truck und die Zelte bleibt für die Saison hier, die Teilnehmer kommen per Flieger. Dann noch ein deutsches Pärchen mit einer tatsächlich tauchfesten Outdoor-Kamera. Das Heißwasserbad unterbreche ich, um dem Beispiel des Augsburgers zu folgen und kurz, wirklich ganz kurz im höchstens 10° kalten Hafenbecken unterzutauchen.

Nachdem meine Finger total schrumpelig geworden sind, mache ich Schluss mit Baden und unterhalte mich noch mit zwei Motorradfahrern, einer aus Stuttgart mit XT660Z und einer aus Flensburg mit F800GS und vielleicht zehnjährigem Sohn, die zusammen unterwegs sind. Sie haben nur eine Woche auf der Insel. Gerade eben sind sie aufgebrochen, die F35 runter in den Süden.

Später am Abend, es ist schon halb elf, gehe ich mit der Kamera nochmal vor auf die Klippe. Die unendlich langsam auf den Horizont zukriechende Sonne wirft ihr warmes, kraftloses, geradezu mystisches Licht auf die Berghänge und daran hängenden Wolkenfetzen. Ich beschließe, darauf zu warten, bis die Sonne wieder unter den Wolken hervorkommt, was wegen des kalten Windes eine gefühlte Ewigkeit dauert. Als es schließlich soweit ist, sieht es auch nicht anders aus als ein x-beliebiger Sonnenuntergang. Am interessantesten sind die Farbtupfer, die das rote Licht auf die Landschaft wirft.

Nordurfjörður, Sonntag 29. Juni 2014

Eieiei, gestern war ich faul. Am Samstagmorgen habe ich es von der Mole aus mit Angeln probiert – außer Kraut wieder kein Zupfer oder Muckser. Nachmittags um zwei ging dann der Ausflug auf die Insel Drangey los. Generalstabsmäßig durchorganisiert, das Ganze: Das Boot bringt eine Fuhre Touris hin und holt gleich die nächste, um die erste Truppe nach dem Ausladen der zweiten wieder heimzuschippern. Viele Isländer dabei, die die Insel ihres National“helden“ Gretti sehen und seine wüste Story hören wollen. Während die Insel mit der nebenan stehenden Felsnadel vom Ufer aus nur ein malerischer Klecks am Horizont ist, werden die steilen Klippen beim Heranfahen immer majestätischer. Am höchsten Punkt ragt das Eiland 180 Meter hoch aus dem Meer. Selbst die enge Felsnadel ist über und über von Meeresvögeln bevölkert und weiß getüncht. Es sind diese schwarz-weißen Viecher, die fast wie Pinguine aussehen, und Möwen. Die Felsen über der Bucht mit dem Anleger ist auch fest in der Hand der Seevögel. Tausende Eissturmvögel, Eiderenten, Papageientaucher (hier gegen ist das „Puffin Island“ vor Husavik ein Witz) und diese schwarz-weißen Viecher drängeln sich auf jedem Quadratzentimeter, den es an Felsvorsprüngen gibt. Ihre Schreie – einzeln eher unschön anzuhören – ergeben zusammen eine mächtige, in sich schon wieder stimmige Kakophonie.

Bei dem mühsamen Gekraxel das steile Ufer hinauf tun sich einige der Touris schwer. Der Cäptn (und Inselbesitzer) latscht dort in Sandalen herum und straft alle Halteseile mit Missachtung. Auf halber Höhe steht man auf einem Kamm zwischen zwei Buchten, die von beiden Seiten an der Insel nagen und sie irgendwann durchtrennen werden. Als wir oben über die Kante der Klippe kommen, verstummt das ohrenbetäubende Seevogel-Orchester sofort, und wir finden uns auf einer lauschigen, windgeschützten Wiese. Hier hat die Familie, der die Insel gehört und die die Touren anbieten, zwei kleine grasbedeckte Hütten gebaut – wohl als Basisstation, während hier Eier gesammelt und Papageientaucher gejagt werden. Die Insel ist von dichtem, langem Gras, Blumen und Kräutern bewachsen, in dem man teils ein Dutzend Zentimeter tief einsinkt. Hier gibt es keine Schafe oder sonstige Weidetiere.

An einem Erdloch, das Richtung Festland zeigt, erzählt der Guide die Story von Gretti. Ich höre aber nur das Ende der englischen Version, die spürbar kürzer und wahrscheinlich weniger ausgeschmückt ist als die isländische Fassung. Gretti war jedenfalls der sagenhaft stärkste Mann Islands und hat um das Jahr 1030 gelebt. Auf dem Festland hat er so viel Trouble gemacht, dass er nach Drangey verbannt wurde – zusammen mit seinem Bruder und einem Sklaven. Irgendwann ist auf der Insel das Feuer ausgegangen, woraufhin Gretti die 7,5 Kilometer im kalten Skagafjord zum Festland schwamm. Der nächste Teil wurde wahrscheinlich während zahlreicher Nacherzählungen an langen dunklen Winterabenden nach und nach hinzugedichtet: Auf dem Gehöft an Land, wo Gretti schließlich nach seiner stundenlangen Kaltwasser-Schwimmerei ankam, begrüßte ihn eine Frau. Er sei ja ein stattlicher, großer Mann – aber an entscheidender Stelle doch ziemlich winzig. Da nahm Gretti ein Bad in den heißen Quellen und verbrachte die Nacht mit der Frau. „And then the woman was very very happy“. Seine Widersacher haben Gretti schließlich doch drangekriegt: Er hatte beim Holzhacken einen Baum mit einem Hieb durchschlagen und sich die Axt ins Bein gehauen. Derart geschwächt, konnte ihn seine Häscher abmurksen. Sie waren über das Seil auf die Insel gekommen, das sein Diener vergessen hatte hochzuziehen.

Um das Kopfgeld zu kassieren, musste aber des toten Grettis Rübe ab. Mit einem normalen Beil war das nicht zu schaffen, dazu brauchte es die riesige Axt des Toten – diese aber umklammerte er so fest, dass niemand seine Hand öffnen konnte. Also wurde die Hand mitsamt der Axt abgehackt, und mit drei Hieben von letzterer schließlich Grettis Kopf.

Zurück in die unblutige Gegenwart: Am Abend dreht der Wind auf Nord, und es wird bitter kalt. Also ab in den Hot Pool. Dort kommt ein Schlachtschiff von einer Isländerin, die schnurstracks an den Hot Pools vorbei zum Meer marschiert und erstmal eine Runde dort schwimmt.

Wassertemperatur: 6° C. Zum Glück kann sie kein Englisch, sonst hätte sie mich danach wahrscheinlich genauso zugetextet wie das isländische Pärchen, das schließlich zu diesem Vergnügen kommt. Mit den heißen Bädern ist das eine Crux: Während ich da drin sitze, ist es natürlich angenehm, aber danach friere ich nur umso mehr. Klar, wenn der Körper erstmal gemerkt hat, dass bei dieser Kälte eine externe Heizung verfügbar ist, fordert er natürlich diese, bevor er selbst einheizt.

Heute morgen war ich um 11h startklar. 300 ziemlich ereignislose bis langweilige Kilometer, bis es hier auf die nördlichste der Westfjord-Inseln geht. An Holmavik mit seiner Tankstelle fahre ich bei KM-Stand > 300 locker vorbei – die Reserve kommt hier normal erst bei ~360 km, und dann geht ja immer noch einiges. Kurz darauf geht es auf einer etwas schlechteren Schotterstraße weiter, die sich über einen kleinen Gebirgsrücken windet. Außer ganz vereinzelt Campern, die mir entgegenkommen, gibt es praktisch gar keine Autos mehr, nur diesen Feldweg, der von Kilometer zu Kilometer schlechter wird, während er sich zwischen Klippen und Meer entlang schlängelt. Schließlich taucht Djúpavik auf, das während des Heringsbooms zu etwas gebracht hatte, jetzt aber umso desolater aussieht. Die verfallende Fabrik ist wieder Zombiefilm-Kulisse. Weiter hinten kommen aber ein paar Häuser, die gut in Schuss sind, darunter ein Hotel. Die Leute schauen wie Autos als ich mit jetzt blinkender Reserveanzeige vorbei fahre. Laut Navi ist am Ende der Straße eine Tankstelle. Während ich über den immer schlechteren Schotter eiere, mache ich Kopfrechenübungen, wie weit es wohl noch reicht, und wie weit Holmavik mittlerweile hinter mir liegt. Und tatsächlich kommen in Nordfjordür, kurz bevor die Straße auf der Karte aufhört, Häuser, ein Campingplatz, ein Hafen, und dabei eine Zapfsäule. Puh. Mit 18,9 Litern bin ich aber noch weit vom Limit weggeblieben.

Jetzt auf dem Campingplatz, wo schon einige verlassene Trekkingzelte herumstanden. Sie gehören zu einer 29-köpfigen Reisegruppe, die sich von hier aus mit dem Boot nach Norden haben fahren lassen und dann in vier Tagen wieder zurückgewandert sind. Gerade veranstalten sie in der Halle nebenan einen Wettbewerb im Falschsingen. Wie gut, dass meine Ohrenstöpsel funktionieren. Müde genug für eine geruhssame Nacht bin ich jedenfalls.

Laugarvatn, Dienstag 1. Juli 2014

Regen, der von außen gegen Fensterscheiben trommelt, ist weniger schlimm als der, der auf ein Zeltdach einprasselt. Und viel weniger schlimm als der, der einem waagerecht von schräg vorn gegen Helmvisier und Motorradjacke schlägt, sodass es bis auf die Haut zu spüren ist. Nachdem ich die gestrige Nacht noch ziemlich sinnloserweise im Hotel in Holmavík verbracht hatte, hat mich die schon nicht mehr lustige Fahrt heute doch davon überzeugt, mich für zwei Tage hier in Laugarvatn in einem zum Hostel umfunktionierten Internat einzugeln und das Sturmtief auszusitzen, dessen Ankündigung mich gestern schon aus den Westfjorden vertrieben hat. Die Hütten- und Campingplatzbetreiberin in Nordurfjörður hatte mir gestern schon ziemlich Angst gemacht, als sie von dem perfekten Sturm berichtete, der sich über Island zusammenbrauen soll. Kalte Nord- und feuchtwarme Südwinde sollen aufeinander treffen, was zusammen mit rekordverdächtig niedrigem Luftdruck zu heftigen Regenfällen und eben Sturm mit einer Windgeschwindigkeit bis zu 35 m/s führe.

Da ich dieses Ereignis nicht in meinem Zelt am Ende einer 80 km langen Schotterfeldweg-Sackgasse entlang einer rauhen Küstenlinie abwarten will, packe ich nach einem verregneten Montagvormittag meinen Kram zusammen und fahre nach Holmavík, wo die asphaltierten Straßen anfangen und es ein Hotel (nicht wie im Reiseführer steht, eine Schlafsackunterkunft) gibt. Die Fahrt gestaltet sich dann teils schon recht abenteuerlich, da die Straße von den morgendlichen Regenfällen noch gut durchgeweicht ist und natürlich nach einem Drittel der Strecke erneut Regen einsetzt. Bin dann jedenfalls sehr froh, als ich im Hotel ankomme. Ist dann aber ein ziemlicher Sch***, meinen Krempel teils vom Motorrad abzuladen und in dem winzigen Hotelzimmer alles auseinanderzupflücken.

Die Herausforderung des Abends: Mittlerweile ist der Bedarf nach einer ausführlichen Wasch-Session nicht mehr wegzudiskutieren. Eine Waschmaschine mit Trockner gibt es aber nur am Campingplatz beim Schwimmbad, 2 km vom Hotel weg. Also wieder teils einkleiden, auf das total verdreckte Motorrad und im Nieselregen dorthin gefahren, um die Wäsche in die Maschine zu stopfen. Komisch, die Waschkammer ist im Gemeindehaus und augenscheinlich immer offen, bezahlen soll man im Schwimmbad gegenüber. 90 Minuten später wieder hin, um die Wäsche in den Trockner zu packen und am nächsten Morgen nochmal, um alles wieder abzuholen. Wäre echt leichter gewesen, wenn ich dort gleich auf den Campingplatz nebenan gegangen wäre. Zumal das Wetter außer einem leichten konstanten Nieselregen sehr harmlos und campingtauglich bleibt.

Zwischen meinen Waschmaschinenfahrten koche ich mir Spaghetteria Bolognese in der Gemeinschaftsküche und -wohnzimmer des Hotels, während im Fernsehen das Spiel Deutschland – Algerien läuft. Im Hotelzimmer derweil das totale Chaos, jeder Quadratzentimeter vollgerümpelt und jede Steckdose mit einem der vielen Ladegeräte im Dauereinsatz.

Entsprechend lang dauert es heute morgen, wieder reisefertig zu werden. Einer meiner letzten Gedanken, während ich im kontinuierlichen Dauerregen die Gurte festzurre: Meine Regenjacke steckt mitten im untersten Packsack... Egal, los geht meine bisher wahrscheinlich miserabelste Motorradfahrt. Von Anfang an Regen, nach einer Stunde setzt zudem starker Wind ein. Die Straße ist nicht Besonderes, und von der Landschaft sehe ich wegen der tief hängenden Wolken eh nix.

Um Hvalfjörður herum wird es echt fies mit dem Sturm: Ein Warnschild zeigt Windgeschwindigkeiten von 18 m/s (= 65 km/h) an. Bei klatschnasser Straße muss ich das Motorrad geradeaus in verwegene Schräglagen werfen, um auf Spur zu bleiben. Ich bin unendlich froh, dass meine Heidenau K60 bedingungslos haften – wie sie auch gestern bei Regen auf der Schotterstraße größtmögliche Sicherheit vermittelt haben. Stellenweise – besonders wenn die Straße auch noch geneigt ist – trägt es mich dennoch ziemlich weit Richtung Mittellinie. Vor Reykjavík geht es ab Richtung Thingvellir und Geysir, das ich mir als ursprüngliches Ziel für heute gesetzt hatte. Die spärlichen Anzeichen von Zivilisation rund um Reykjavík herum lösen sich praktisch

sofort in Nichts auf, und es geht durch die Pampa, bei wüst peitschendem Südwind, der mich oft genau seitlich trifft.

Am Thingvellir-Infozentrum halte ich schließlich an und hinterlasse eine riesige Pfütze (die sofort gewischmopt wird, während ich wieder meinen Helm aufsetze), während ich mich über Hütten, Hostels und Schlafsackunterkünft in der Gegend aufklären lasse. Dieses Hostel hier ist das (glaube ich zumindest) Resultat. Wie gesagt ein Mädcheninternat, das von 1928 bis 1966 in Betrieb war. Bevor es der jetzige Besitzer übernommen hat, stand es 17 Jahre lang leer. Ganz schön was los hier – ständig kommen neue Gäste an. Aber gemütliche Aufenthaltsräume voller alter Möbel und Bücher, Küche dabei. In dem Gemäuer pfeift es hier und da, wenn ein Fenster offen ist. Meine bescheidene Kemmenate liegt im ehemaligen Lehrertrakt und bietet ein gemütliches Bett sowie eine Heizung. Jetzt schaue ich mal, ob eine Herdplatte frei ist, und danach wird der Kindle ausgepackt. Bin gerade mitten im dritten Kommissar-Erlendur-Krimi.

Laugarvatn, Mittwoch 2. Juli 2014

Der Sturm hat sich im Laufe des Nachmittags in Wohlgefallen aufgelöst, am Spätnachmittag schien teils sogar die Sonne. Hier im Süden des Landes und im Juli wird es am späten Abend doch deutlich dunkler als im Norden. In diesem Dämmerlicht war ich gerade am Seeufer unten, wo aus dem schwarzen Sand hier und da heiße Quellen blubbern. Ansonsten ist der See eher unspektakulär. Im Hostel Heradsskolinn ist heute weniger los als gestern. Habe die Atmosphäre des ehemaligen Internats aber genossen – das viele alte Gerümpel und Bücher überall, und Details wie die eigenartigen, aber effizienten Fensterverschlüsse.

Außer mir ist noch ein Schweizer Pärchen den zweiten Tag hier, die hergefliegen und mit dem Fahrrad unterwegs sind. Bei dem starken Wind haben sie hier auch Zuflucht gefunden. Sie waren in Landmannalaugar und haben mir bestätigt, dass die nördliche Zufahrt über die F208 fast bis zum Campingplatz ohne Furten zu bewältigen ist – es soll nur teils sandig sein. Muss ich mal schauen, dass ich aus meinen Heidenaus vorher noch ein bisschen die Luft rauslasse. Ein paar hundert Meter vor dem Camping ist dann eine Furt, vor der man aber sein Fahrzeug stehen lassen kann.

Gestern Abend habe ich den dritten Erlendur durchgelesen. Heute morgen dann Einkaufen – im Supermarkt staune ich immer ewig darüber, was die hier alles nicht haben. So gibt es wohl nur eine Sorte Tempotaschentücher, und sind heute aus. Eine Schatten, der über meinem ganzen Urlaub liegt, ist der beklagenswerte Mangel an Dosennahrung: keine Ravioli, keine Erbsensuppe, nix. Lebe daher täglich abwechselnd von den zwei Sorten Spaghetteria, die es hier nur gibt. Und das Knäckebrot! Im Supermarkt hier zum ersten Mal richtiges Wasa gefunden – unglaublich viel besser als das deutsche Burger-Zeugs, dass ich sonst immer nur vorgefunden habe.

Den Rest des Tages habe ich das Touri-Pflichtprogramm der Region abgearbeitet: Thingvellir – die tatsächlich eindrucksvolle Erdspalte, die auch die Geburtsstätte der isländischen Demokratie und der heutigen Republik ist. Auf den ersten Blick sieht das Ganze wenig spektakulär aus – faszinierend finde ich aber, wie hier das Auseinanderdriften der europäischen und der amerikanischen Kontinentalplatte mit bloßem Auge zu sehen ist, wie die Erde auseinanderreißt und neues Land entsteht.

Die Fahrt nach Geysir ist wieder recht windig und teils regnerisch, was mir bei der kurzen Strecke und der Gewissheit eines geheizten Zimmers und beliebigen Mengen Tee danach gar nichts ausmacht. Touri-Massen drängen sich auf einer dampfenden und nach Schwefel stinkenden Wiese. Immerhin kostet das Ganze keinen Eintritt. Um den Strokur, den einzigen aktiven der Geysire hier, steht die größte Masse. Die 2 Meter messende Öffnung ist randvoll mit klarem Wasser, blubbert und dampft mit wechselnder Intensität vor sich hin. Hin und wieder schwappt das Wasser hoch oder runter. Alle paar Minuten wölbt sich eine Wasserkuppel nach oben, aus deren Mitte schließlich eine Dampfblase emporstiebt und dabei mehr oder weniger Wasser mit sich reißt und die Zuschauer in Windrichtung unter lauterem oder leiserem Gejohle nass macht. Der Gullfoss erscheint mir in dem

trüben Wetter weniger eindrucksvoll als der Dettifoss – bei mir hat die Wasserfall-Übersättigung wohl schon ziemlich schnell eingesetzt.

Landmannalaugar, Donnerstag 3.7.2014

Der Zeltplatz von Landmannalaugar kommt mir wie ein Rockfestival vor. Ich habe gerade Ohrstöpsel reingemacht. Menschen, viele Menschen, von denen sich wahrscheinlich die meisten mit dem Bus haben herkarren lassen und denen Stille oder die wenigen Geräusche, die Natur hier von sich gibt – Wasserplätschern, Vogelstimmen, das Rauschen des Windes oder meinetwegen der tröpfelnde Regen – nichts bedeutet. Aber die Landschaft ist tatsächlich etwas Besonderes. Graue Wüsten wechseln sich mit quietschebunten, schroffen Gesteinsformationen. Das stechende Gelbgrün des Mooses und der Flechten kontrastiert mit dem stumpfen Schwarz des Lavagesteins, dem sie ihr karges Leben abtrotzen.

Die Fahrt hierher war tatsächlich noch einmal eine andere Nummer als alle nicht asphaltierten Straßen, die ich bisher gefahren bin. Grober, tiefer Schotter lässt den Lenker wild hin- und herschlagen, während meine K60 Scouts sich ihren Weg bahnen. Heute morgen vom Hostel aus hatte ich extra noch bei Heidenau angerufen und gefragt, wie weit ich den Luftdruck absenken kann. Hatte sofort jemanden an der Strippe, der es mir beantworten konnte: Mit meiner 1200er solo und Gepäck 1,6/1,8 bar. Sandige Abschnitte gibt es auch, die sind aber nicht tief. Und da mein Freund, der Regen, natürlich zeitweise auch mitmischen muss, sind Lehmpassagen auch richtig schön matschig und die Pfützen groß. Eine reifenbreite Auswaschung, in die ich hineingerate, führt glücklicherweise dorthin, wo ich eh hinwill. Mit lockerem Lenker, Balance über die Fußrasten und notfalls Aufstehen, rollert die Ténéré ziemlich easy über alles hinweg.

Ein echtes Ärgernis ist die schlechte Sicht bei Regen – das Visier will ständig gewischt werden und beschlägt trotz Pinlock. Also einen Spalt weit öffnen, und Wassertropfen finden ihren Weg auf die Innenseite. Während eines stärkeren Schauers fahre ich wild blinzeln mit offenem Visier, und prompt schmerzt jetzt am Abend mein kälteempfindliches rechtes Kiefergelenk.

Meine Fahrt endet auf dem Parkplatz der Schande. Dort bleiben alle stehen, die sich nicht durch die eine Furt 500 Meter vor dem Campingplatz trauen. Ich beobachte Jeeps Cherokees, kleine Nissan- und Suzuki-Geländewagen, die eher vorsichtig durch den knietiefen Fluss waten, Busse, die das Ganze professionell-vernünftig angehen und einen fetten, höhergelegten Ford Excursion mit Superjeep-Bereifung, der es ordentlich krachen lassen will und mit wild grummelndem V8 dermaßen durch den Fluss semmelt, dass hinterher für einige Sekunden gar kein Fluss mehr da ist. In der zweiten, flacheren Durchfahrt spritzt ihm das Wasser übers Dach und er bleibt erstmal stehen. Bei der Rückfahrt später sehe ich ihn wieder – dann ist er vorsichtiger. Ich denke mir, höchstwahrscheinlich würde ich das mit meiner XT1200Z auch schaffen – aber die möglichen Probleme, falls doch etwas schief geht, will ich mir in dieser Pampa hier draußen wirklich nicht einhandeln. Also alles, was nötig ist, abgepackt und unter lautem Fluchen (runde Gepäck- und Zeltrollen sind einfach nicht zum Tragen gedacht) über den Fußgängersteg zum Campingplatz geschleppt, wo mein Zelt nun auf dem nackigen Lehm- und Steinboden steht. Ein dreifaches Hoch auf die wirklich guten Heringe meiner Jack-Wolfskin-Behausung und meinen bewährten Gummihammer.

Beim Abendspaziergang schaue ich mir die heißen Quellen an, die tatsächlich sehr verlockend aussehen – ein klarer Bach mit kiesigem Untergrund, wo in einem Gumpen die Leute in dem überschenkeltiefen badewannenwarmen Wasser dümpeln. Aber nach meinen Erfahrungen in Grettislaug, wie Hot Pooling meine körpereigene Wärmeproduktion für eine ganze Weile komplett abschaltet, lasse ich das mal schön bleiben.

Landmannalaugar, Freitag 4. Juli 2014

Ich habe es doch nicht bleiben lassen und war vorhin in der Natur-Badewanne. Wobei sich das nur sehr eingeschränkt so bezeichnen lässt: In dem Gumpen fließen ein (sehr) kalter Zufluss und die heißen Quellen zusammen. Die optimale Temperatur herrscht nur in einem schmalen Streifen, in dem sich zahlreiche Badegäste dicht an dicht tummeln. Wer hier einmal einen Platz hat, gibt den nicht so schnell auf. Ich schmore mich zuerst davor und kühle dann dahinter ziemlich runter, bis schließlich eine Dame ihren Platz räumt. Danach im Zelt natürlich wieder gefroren wie ein Schneider, also ein bisschen rumgelaufen und dabei die Furtdurchquerung von vier Deutschen mit Einzylinder-Enduros aus der Ferne gesehen. Auf den Schotterstrecken und bei Flussdurchfahrten sind sie natürlich King, dafür haben sie ihre Moppeds per Anhänger zur Fähre gekarrt. Jetzt sind sie auf der Suche nach einer Möglichkeit, die Stiefel zu trocknen, was hier bei der Kälte nicht so ganz einfach ist. Außer den Vieren sind auch noch zwei alte GSSen bis zum Campingplatz gefahren, die mit der gleichen Fähre gekommen sind wie ich.

Heute morgen hatte ich erst mal lange ausgeschlafen und gelesen, während der Wind am Zelt rüttelte und wenig, aber ausdauernder Regen darauf trommelte. Irgendwann mittags war es mir zu blöd, und ich habe am Laptop eine kleine Wanderoute von gut 5 km zusammengeklickt und auf mein Oregon kopiert. Dann mit einfach drauflos. Es ging auf den Bláhnúkur (960 m), der tatsächlich eine begeisterte Aussicht auf die farbigen Felsen und das Lavafeld bietet, durch das sich der Laugarvegur schlängelt, der berühmte Wanderweg nach Þorsmörk. Berühmt, genau – denn diese Strecke gleicht einer richtigen Wandrautobahn. Überhaupt ist hier auf allen Wanderwegen sehr viel los, was aber erstens eine gewisse Sicherheit bringt und zweitens viele Fotomotive ergibt, weil überall in der Landschaft Miniatur-Menschen herumwuseln, die die Größenverhältnisse eindrucksvoll verdeutlichen.

So schön die Landschaft hier auch ist – wegen dem Trubel bin ich froh, morgen wieder weiterzufahren. Ich überlege, noch einen Zwischenstopp an der Küste einzulegen oder irgendwo, wo es windgeschützt ist. Dann noch je 2 ÜN in Skaftafell und in Seyðisfjörður, und das wird es dann auch schon gewesen sein mit Island.

Vik, Samstag 5. Juli 2014

Landmannalaugar: Wieder einmal ein Campingplatz, den ich fluchtartig verlasse. In der Nacht war es so kalt, dass ich in meinem Schlafsack friere. Die Wollunterwäsche auch nichts. Entsprechend lange bleibe ich nach dem Aufwachen liegen – außerhalb des Sacks ist es ja noch kälter. Ohne Ohrstöpsel und Augenbinde sehe und höre ich, wie das Zelt im Sturm rappelt und der Regen darauf prasselt. Als das Prasseln aufhört, ziehe ich mich schnell an und stecke den Kopf aus dem Zelt. Tatsächlich regnet es nicht mehr, es schneit. Tatsächlich ein Schneesturm im Juli. Ich ziehe die komplette Motorradmontur an und packe mein Zelt von innen heraus zusammen. Die wild hin- und herflatternde Zeltplane kann ich nur unter Einsatz aller Hände und Füße niederringen. Die Vierergruppe mit den Einzylinderenduros, die gestern noch so euphorisch angesichts ihrer 14 Flussdurchquerungen waren, schauen jetzt mit immer noch nassen Klamotten und einem undichten Zelt etwas bedropst aus der Wäsche. Die zwei Fußmärsche, um das sperrige und schwere Zeug zum Mopped auf dem Parkplatz der Schande zu schleppen, ziehen sich wie Kaugummi. Mit Helm und allem komme ich mir vor wie ein Astronaut beim Mondspaziergang. Aber ich bin froh ohne Ende, dass ich jetzt nicht durch den Fluss mus.

Mit klammen Fingern verzurre ich das Zeug auf dem Motorrad. Obwohl es Schnauze bergan steht, muss ich mir beim Zurückschieben helfen lassen – Sand. Der Niederschlag hat nachgelassen, aber der Wind ist immer noch heftig. T-Modus und TCS 2, und ich rollere los. Ohne Fotostopps komme ich auf der F 208 ganz gut voran, aber die Windböen auf der schlechten Schotterstraße sind echt eine Herausforderung. Zweimal trägt es mich an den „Straßen“rand, wo der Schotter immer tiefer und gröber wird, und ich bin fest davon überzeugt, dass mich jetzt der Teufel holt. Immer weiter

schlingert die Maschine auf den Straßenrand zu, während ich schon mental im Crash-Modus bin, alles in Zeitlupe wahrnehme und mich fluchend und jammernd im Dreck liegen sehe. Doch irgendwie – es ist mir völlig schleierhaft, wie und woran – finden die Heiden aus wieder Halt, stabilisieren das Motorrad und ich kriege die Kurve. Ich sitze nur oben und staune.

Kurz Beginn des Asphalts auf der F 208 kommen noch die fiesen Stellen mit dem besonders groben Schotter, die wahrscheinlich extra dazu angelegt wurden, um wankelmütige Seelen vom Befahren dieser Strecke abzubringen. Augen zu und das Motorrad irgendwie durchpflügen lassen, was einmal fast – aber nur fast – wieder neben der Straße endet. Erleichtert fahre ich auf Asphalt weiter. Die heftigen Schräglagen gegen den Wind machen mir fast schon nichts mehr aus. Bei der Raststätte mache ich erstmal eine längere Pause mit Kaffee und einer wässrigen Tomatensuppe für zehn Euro. Aber wenigstens kann man sich Nachschlag holen. Danach nur noch Wind, Wind, Wind. Wenn ich ihn im Rücken habe, scheint bei Tacho 80 Windstille zu herrschen. Fies ist es, wenn Böen von schräg hinten kommen, das gibt bei Korrektur durch Schräglage ein Gefühl, als würde das Vorderrad gleich wegfliegen. Die Kamera bleibt im Ortlieb-Beutel, auch wenn an der Küste die Sonne rauskommt und teils interessante Wolkenformationen zu sehen sind.

Schließlich gehe ich hier in Vik auf den wenig reizvoll gelegenen Campingplatz. Aber ein Wall bietet von zwei Seiten Windschutz, und die Sonne scheint. Wenn auch nur kurz – jetzt prasselt der Regen auf die Campingküche, wo ich gerade tippe. Alles voll mit Leuten, die kochen, lesen oder im Internet rumgurken. Die Mehrfachsteckdosen platzen vor Ladegeräten. Blöd, dass es hier nur eine einzige Dusche gibt... mal schauen, wie die Welt morgen früh aussieht.

Skaftafell, Sonntag 6. Juli 2014

Die Welt hat windig ausgesehen, sehr windig. Da mich in Vik nichts weiter gab, was mich interessiert hätte, habe ich langsam mein Zeug gepackt und bin los Richtung Skaftafell. Alter Schalter, haben sich diese ~ 100 Kilometer gezogen. Das liegt zum einen daran, dass das wichtigste Werkzeug der Straßenplaner hier ein Lineal ist. Viele Kilometer lange Geraden durch monotone Gesteins- und Lavawüsten sind nur durch kleine Biegungen oder erhöhte Brücken miteinander verbunden. Wenn man so im Auto dahincruist, mag das ja ganz besinnlich erscheinen. Wenn man allerdings auf dem Motorrad von wilden Sturmböen durchgeschüttelt wird, ist das etwas anderes. Gerade auf den einspurigen Brücken über die Gletscherflüsse, die mit gelochten Metallplatten belegt sind, auf denen die Reifen ganz eigene Vorstellungen von der Fahrtrichtung entwickeln, kann es einem Angst und Bange werden – wenn dazu noch der Strom des Seitenwindes durch Leitplanken oder entgegenkommende Autos unterbrochen wird. Bei 70 km/h ist das Ganze viel entspannter als mit 90 – wenn es mich versetzt, mache ich kleinere Schlenker und kann besser korrigieren. Zwischendurch natürlich wieder Regen. Mittags nach einer unglaublich langen Geraden mache ich in Kirkjubaerklaustur Pause und ziehe mir im Schnellrestaurant an der Tanke ein trockenes Schnitzel mit wenigen Pommes und Salat und Pepsi für 12 Euro rein. Dann weiter im Wind. Überlege mir zwischendurch schon, ob ich heute nicht weiter fahren soll, damit die letzte Etappe bis Seydisfjörður nicht mehr 400 Kilometer sind. Wenn das bei dem Wind bleibt, wird das ein langes Stück. In Skaftafell fahre ich jedenfalls erstmal auf den Parkplatz, esse Kekse und beobachte eine Wetter das Mikroklima hier. Jedenfalls nicht so windig wie draußen auf dem Küstenplateau. Plaudere etwas mit einem älteren Ehepaar, die mit einem gemieteten Pathfinder unterwegs sind und die die F 208 von Süden her nach Landmannalaugar (mit den 14 Flussschiffen) gefahren sind. Schließlich baue ich mein Zelt hier auf und lege mich erstmal hin, wobei die Sonne wie blöd aufs Zelt brät und kein Lüftchen geht. 20 Minuten später kommt Südwestwind auf und es wird schlagartig um einen Pullover und eine Windjacke kälter. Am Abend spaziere ich zum Svartifoss. Der ist ganz nett mit seinen Basaltsäulen. Bin mal gespannt, wie sich das Wetter morgen entwickelt...

Skaftafell, Montag 7. Juli 2014

Heute hat sich Island wieder von seiner versöhnlicheren Seite gezeigt: Überwiegend Sonnenschein und nur ganz selten Regen. Bin heute gegen 10 Uhr zu einer längeren Wanderung entlang der Gletscherzunge hier vor dem Campingplatz gestartet. Es ist der Wanderweg S3 – laut Nationalpark-Infozentrum 15,5 Kilometer, mein Wander-Navi sagt aber über 20, nachdem ich die Route mit den letzten Prozenten meines Notebook-Akkus in Mapsource geplant nur auf das Oregon überspielt habe. Lasse den Rechner zum Aufladen im Infozentrum, für 200 Kronen.

Der Weg führt zunächst durch mannshohes Birkengestrüpp, bis man schließlich die Baumgrenze überschreitet und am Rand des Tals entlangwandert, das der Gletscher hier langsam aber sicher schneidet. Was aus der Ferne noch unspektakulär aussieht – es ist halt eine große, schmutzige Eismasse, die sich vom Berg herunterschiebt – ist von nahem betrachtet dann doch eindrucksvoll: Die tiefen Spalten, die Farbschattierungen und wenn man nach oben zum Hauptgletscher schaut, die unendlich erscheinenden Eismassen, die nachrücken. Pausen mache ich kaum, denn seit Verlassen des bewachsenen Bereichs pfeift mir doch ein ordentlicher kühler Wind um die Nase. Wenn ich stehen oder sitzen bleibe, friere ich schnell. Vom obersten Punkt der Wanderung, von der man den Übergang zum Hauptgletscher gut sehen kann, führt der Weg Richtung Osten entlang der Flanke eines Berges und dann über den Buckel zwischen den beiden Gletscherzungen wieder zurück zum Campingplatz. Die Landschaft hat hier fast alpinen Charakter, wenn man von dem teils merkwürdig gefärbten Gestein absieht. Von weiter unten bietet sich eine tolle Aussicht auf die breiteste Gletscherzunge des Vatnajökull und über die unendlich erscheinende Ebene davor bis zur Küste.

Mit dem Feldstecher sieht man die unendlich winzige N1, auf der mikroskopisch kleine Autos nur im Schneckentempo voranzukommen scheinen. Auf dem Rückweg komme ich wieder beim Svartifoss vorbei, wo sich unglaubliche Touristenmengen tummeln, darunter eine Gruppe Spanier, die mit einem Fotoreiseanbieter unterwegs sind und die den Wasserfall im direkten Mitlicht mit Stativen fotografieren. Auf meiner Wanderung war bisher in etwa so viel los wie auf einem Münchner Hausberg an einem mittelpträchtigen Tag. Auf dem Campingplatz ist mäßiger Betrieb – anscheinend hauptsächlich Franzosen.

Danach Faulenzen auf dem Campingplatz. Da mir die Arnaldur-Indridason-Krimis ausgegangen sind, habe ich wieder „The Family Fang“ angefangen. Kleiner Schock, als ich mir im Shop im Infozentrum noch irgendwas kaufen will, was ich mir morgen früh aufs Brot schmieren kann. Außer winzigen Marmeladengläsern gibt es nur Peanut Butter, wovon ich schließlich ein Glas kaufe. 1.010 Kronen = 6,70 Euro. Aber die nächsten Geschäfte sind nunmal mindestens 50 Kilometer in jeder Richtung entfernt.

Nachdem ich schon einige Dinge zusammengepackt habe, sollte das morgen früh hoffentlich etwas flotter gehen. Bin mal gespannt, wie das mit den 400 Kilometern klappt.

Seydisfjörður, Dienstag 8. Juli 2014

Das waren einmal die unbeschreiblich langweiligsten und zähesten Kilometer, die ich je gemacht habe. Vor allem der Vormittag hat sich gezogen wie Kaugummi, was einerseits an den endlosen Geraden und andererseits an der wenig abwechslungsreichen Landschaft liegt. Kurz nach dem Start in Skaftafell kommt noch eine Tankstelle, dann zwei Stunden lang rein gar nichts. Unterbrochen wird die Einöde bloß von der Gletscherlagune Jökullsalón, die ein bisschen, aber auch nur ein bisschen Grönland-Feeling aufkommen lässt. Dann geht es wieder weiter – wenigstens bei halbwegs wenig Wind und nur seltenen Schauern.

Was mich wahnsinnig macht, ist dass ich gegen mittags nichts, aber auch gar nichts zum Essen finde. An der Südküste gibt es einfach nichts außer ab und zu einem Gehöft. Im Koffer habe ich bloß noch Erdnussbutter und das widerliche Burger-Knäckebrötchen, das mir gestern Nacht auch noch eine Maus angeknabbert hat. Aber selbst die hat sich nach wenigen Bissen entsetzt abgewendet. Es

ist fast schon 13 Uhr und ich bin schon an der Ostküste, als ich mit blinkender Reserveleuchte und knurrendem Magen in Djupivogur an Tankstelle/Supermarkt einrolle. Die fast volle Packung des ekligen Burger-Knäckes schmeiße ich weg, da ich im Laden Wasa bekomme. Nach einer Essenspause sieht die Welt schon wieder anders aus. In dem netten Hafenstädtchen hier könnte man es sogar aushalten – ich will aber die restlichen Kilometer hinter mich bringen. Am Ende des Fjords geht es auf einen Schotterpass, auf dem die Heiden aus wieder mit 2,5/2,9 bar deutlich nervöser wirken als mit den 1,8/2,0 bar warm, die ich in Landmannalaugar gefahren bin.

Aber es geht alles gut und am späten Nachmittag komme ich in Egilsstaðir an. An der Kreuzung in der Stadt habe ich es bildlich vor Augen, wie ich hier vor fast drei Wochen bei Kälte und noch größeren Schneemassen die Straße von der Fähre hergekommen, rechts abgebogen und immer nur um die Insel herumgefahren bin. Jetzt komme ich, vollbepackt mit Eindrücken und Hunderten von Fotos, von links daher und fahre die Straße bei Sonnenschein und weniger werdendem Schnee entlang. Auf dem Campingplatz kann ich mich ewig nicht für einen Platz entscheiden und suche mir schließlich ein kleines Karree heraus, bei dem ich meine, am Donnerstagmorgen eine gute Startposition zu haben. Das Städtchen ist auch ganz nett – vor allem wirkt mal ein tatsächlich lebendig.

Seydisfjörður, Mittwoch 9. Juli 2014

Das war ja klar, dass Island an meinem letzten Tag auf der Insel sein bestmögliches Wetter auspackt. Ich wache schon sehr früh auf, da die Sonne um 20 vor fünf hinter dem Berg hervorkommt und direkt auf mein Zelt brennt, das sich dann wirklich sehr schnell aufheizt. Also Eingang auf und weitergedöst. Nach einem faulen Frühstück und etwas Lesen und Internet-Rumgurken befreie ich meine Ténéré von den Koffern und fahre zu einer Runde um den Lagarfljót-See. Das Motorrad fährt sich komplett anders – die Schwerfälligkeit und gleichzeitige Kippeligkeit sind weg, und mir fällt auf, dass ich die Federvorspannung vorn und hinten etwas verringern könnte. Denn auch die geteerten Straßen hier sind eher mit der groben Kelle geschustert, und die wenig kraftvolle Sonne bringt bereits das Bitumen zum Schmelzen, sodass die Kehren von Seydisfjörður auf die Hochebene hinauf so viel Grip bieten wie Schmierseife. Das Ostufer des Lagarfljót ist wenig eindrucksvoll – mit der Sonne im Rücken liegt dort halt ein langer, vom Schmelzwasser trüber See mit beschneiten Bergen dahinter.

Nach der Brücke über den See biege ich links ab und fahre auf den Parkplatz dort. Oben am Berg ist schon ein Wasserfall zu sehen – es ist der Hengifoss, der von der Hochebene in eine kleine Schlucht stürzt, die er sich in den Talhang gegraben hat. Er soll einer der höchsten Wasserfälle Islands sein, das Besondere sind aber die roten waagerechten Tonschichten, die einen schönen Kontrast zu seinen Basaltsäulen bilden. Motorradjacke aus und entschlossen den Hang hinauf gestapft. Meine Zunge wird länger, der Atem kürzer, aber der Wasserfall kommt irgendwie nur schnarchlangsam näher. Egal, auch der Canyon und die Aussicht auf den See im Gegenlicht sind nett. Schließlich bin ich an dem Punkt, von wo aus man einen schönen Überblick über den Wasserfall und seine Nachbarn hat. Ein paar Stunden früher oder später hätte das Ganze bei Seitenlicht bestimmt noch besser ausgesehen. Einigermmaßen durchgeschwitzt komme ich wieder auf dem Parkplatz an und ziehe mir ein paar Scheiben Wasa mit TexMex-Schmelzkäse und Peperoni rein.

Die Straße am Westufer entlang ist größtenteils Schotter – das unbepackte Mopped fährt drüber, als wäre nichts. An einer Baustelle wird es allerdings etwas kritisch: Ein Bagger reißt gerade einen Meter tief die ganze Straße weg. Als ich komme, formt er geschwind eine grobe Rampe, die Planierdraupe plantiert einmal rüber und ich soll los. Das Motorrad versackt einfach in dem sandigen Untergrund, ich habe das Gefühl, gleich ganz einzusinken. Zum Glück komme ich nicht zum Stehen, und habe vorher noch vorsichtshalber auf TCS 2 gestellt. Also vorsichtig Gas und den Lenker machen lassen, und die XT wühlt sich raus. Glück gehabt. Was wohl mit Gepäck passiert wäre? Die Bauarbeiter hätten wahrscheinlich einiges zu lachen gehabt.

Auf der Rückfahrt in Egilsstadir entdecke ich den dortigen Bonus-Markt – mein erster Supermarkt in Island, der die Bezeichnung verdient hat. Ich kaufe, soviel ich hoffe verstauen zu können und mache mich auf die Rückfahrt nach Seydisfjörður. Der Campingplatz ist tatsächlich schon ganz gut voll, ständig kommen neue Leute hinzu. Ich sollte eigentlich schon packen, bin aber irgendwie zu faul dazu.

Torshavn, Freitag 11.7.2014

Sehr schöner Tag heute, jetzt allerdings ist es zugezogen und wird kälter. Torshavn und der Campingplatz wirken nach drei Wochen Island wie ein kleiner Zivilisationsschock. Die ganze Zeit WLAN, auch im Zelt. Eine neue und gemütlich warme Küche. Duschen. Die Hauptverkehrsstraße der Faröer direkt hinterm Zelt. Und so etwas wie eine Stadt in Laufweite. Heute früh am Morgen (besser: mitten in der vergleichsweise finsternen Nacht) sind die Essener R100GS und eine Sigmaringer R1150GS hier aufgeschlagen, heute tagsüber ist schließlich noch eine Dominator aus Sachsen dazugekommen, die nach der Fährankunft im Norden der Insel erfolglos eine Bleibe gesucht hatte. Der Frank hat bei seiner Landpartie schon der Schweizer CB600F geholfen, die nach einer Nacht im blanken Schlafsack auf dem Campingplatz von Seydisfjörður gestern und der langen Nacht auf der Fähre in den Morgenstunden im Straßengraben gelandet ist. Mensch und Maschine aber wohlauf. Auf der Fähre habe ich auch nur sporadisch ein wenig gedöst, bis ich um 1 Uhr die Kabine räumen muss. Auf Deck ist Faröer-Kino: Steuerbord hängt hängt der Vollmond in dämmriger Nacht über den wolkenverschleierte Inseln, backbord leuchten die Pastellfarben des endlosen Sonnenuntergangs. Unterhalte mich auf dem windgeschützten Heck der Norröna erstmals mit einem Typen, den ich auf der Hinfahrt und auf Island immer wieder gesehen habe – er ist auch aus München. Klein ist die Welt, noch kleiner ist Island.

Um 3:30 Uhr schließlich von der Fähre runter und durch die ungewohnte Dunkelheit ein Kilometer zum Campingplatz, Zelt aufbauen, Ohrstöpsel rein und Augenbinde um und erstmal bis halb neun (halb zehn isländ. Zeit) gepennt. Kommunikatives Frühstück in der Küche, danach Stadtbummel durch das alte Wikinger-Nest. Im Stadtzentrum stehen winzige Holzbuden, schön aufgemacht. Der Sitz des Premierministers ist nicht allzu großes rotes Holzhaus auf einer Anhöhe mitten im zweigeteilten Hafen. Trendige Cafés und Boutiquen bestimmen das Bild eher als Tante-Emma-Läden, die man hier irgendwie erwartet. Lasse mir beim Friseur die Haare und den Räuber-Hotzenplotz-Bart stutzen.

Zurück auf dem Campingplatz packe ich nochmal die Angel aus. Die Flut läuft gerade ein, und laut Campingplatzwart kriegt man von den Felsen vor dem Platz aus Dorsche. Das Wasser ist tief und unruhig, die Seeschwalben stürzen sich immer wieder auf die Oberfläche: gefühlsmäßig eigentlich gut. Ich probiere es anderthalb Stunden lang mit verschiedenen Ködern, die früher oder später doch im Kraut hängen bleiben. Nichts, kein Muckser und kein Zupfer. Als ich schließlich nach einem Hänger ein großes Stück Schnur abreißt, ist die Moral am Ende. Gammele seitdem auf dem Campingplatz herum und nutze fleißig den Wasserkocher in der Küche, um Tee zu trinken. Jetzt hat es gerade zu regnen angefangen.

MS Norröna, Montag 14. Juli 2014 1:10h

Oh verdammt. Dieser ganze Riesenpott ist proppenvoll mit Insel-Rednecks und ihren Bälgern. Es scheint, als würden die gesamten Faröer kollektiv in den Ferien fahren. Dabei hatten wir auf dem Campingplatz noch groß darüber spekuliert, wie unglaublich leer diese Fähre ganz ohne Island-Touris sein wird... Besonders bitter, wenn ich mit meinem nun doch nicht mehr zu verkennenden End-of-Urlaubs-Blues von diesen Ferien-Frischlingen umgeben bin, für die als Skandinavien eine Fährfahrt sowieso Halligalli hoch zehn heißt. Naja, zwei Nächte und einen Tag werde ich wohl irgendwie rumkriegen.

Heute morgen hatte ich recht lange den Regentropfen gelauscht, die schon die ganze Nacht aufs Zelt getropft waren. Irgendwann ist damit schlagartig Schluss und die Sonne beginnt, aufs Zelt zu brennen. Also noch ein letztes Camping-Frühstück mit Benzinkocher-Tee und danach endlose Hin- und Herpack-Aktionen. Ich köchele und mampfe meine letzte Packung Spaghetteria in der Camping-Küche und zockele los Richtung Norden. Kleiner Schock an der Tanke – das Ölschauglas ist furztrocken. Später, bei richtig warmem Motor aber wieder auf 95 Prozent. Auf der Straße ist vor lauter Nebel zunächst gar nichts zu sehen. Hier und da gewähren Löcher im Nebel Ausblicke auf Fjorde und Berge.

Bei einem Stop in Vestmanna, das auf den ersten Blick wenig zu bieten hat, spreche ich mit einem Deutschen, der schon seit Jahren jedes Jahr für drei Wochen auf die Faröer kommt. Er berichtet von wochenlangem Total-Nebel oder drei Wochen schönem Wetter. Ich erzähle von dem Anbieter von Seeangeltouren, den ich angerufen und dem ich danach eine Mail mit Details geschickt hatte, um dann nichts mehr von ihm zu hören. Das passe zu der Mentalität der Leute hier, die stets in den Tag hinein leben würden. Abmachungen, vor allem mit Fremden, würden wenig gelten, da das Wetter oder das Meer sowieso oft einen Strich durch alle möglichen Rechnungen machen würden.

Das kleine Sträßlein nach Tjörnuvik an der Nordspitze von Streymoy macht fast schon Spaß zum Fahren. Das Dorf mit dem Blick auf die beiden Felsnadeln Kellingin und Risin vor der Nordspitze von Eysturoy liegt malerisch am Ende eines Fjords. Die Grashänge leuchten in einem Grün, das fast schon unglaublich wirkt. Das gemähte Gras wird in dem Dorf zum Trocknen über Zäune gehängt und verbreitet einen intensiven, fast schon süßlichen Wiesenduft.

Die Straßen auf Eysturoy zu den kleinen Dörfern hin lassen teils schon Alpen-Feeling aufkommen – landschaftlich sowieso, und fahrerisch kriege ich hier mal wieder die eine oder andere Spitzkehre vor den Lenker. Mit all dem Gepäck und den eckig gefahrenen Heidenaus gelingt das aber nur wenig elegant. Zurück in Torshavn geselle ich mich zu Frank und Doris, die vor einer Pizzeria am Hafen sitzen. Nachdem aber ewig keiner kommt und schon die Möwen über die Essensreste auf den Tischen herfallen, ziehen wir weiter ins Café Natur, um das WM-Finale anzuschauen. Nach der regulären Spielzeit leert sich das Lokal trotz Unentschieden sehr schnell – alle müssen zur Fähre.

Jetzt sitze ich in der geschlossenen und praktisch leeren Saga-Bar und schaue auf die Nachtröte (oder wie auch immer man die endlose Dämmerung nennen soll, dort, wo sich die Sonne knapp hinter dem Horizont versteckt) und habe keine Lust auf die unbeschreiblich enge 9er (!) Kabine, wo ich eine Liege wenige Zentimeter unter der Kabinendecke habe. Langsam aber sicher schaukelt sich das Schiff nach Süden, in Richtung Dunkelheit.